



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Was das Jahr 1908 gebracht hat

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Was das Jahr 1908 gebracht hat



in ereignisvolles, tiefbewegtes Jahr liegt hinter uns. Noch einmal, ganz überraschend stiegen in dem alten europäischen Wetterwinkel, am Balkan, drohende Wolken auf, und noch heute haben sie sich nicht zerteilt, eine Zeit lang standen die Dinge sogar auf der Schneide des Schwerts. Urplötzlich, für die meisten ganz überraschend, erhob sich im Sommer die lange zurückgedrängte, verfolgte jungtürkische Partei, unterstützt von einem Teile der Armee, den Truppen, die im aufgewühlten, von einem widerwärtigen Bändenkriege schwer heimgesuchten Mazedonien stehen, in einer unblutigen, aber energischen Revolution. Und indem sich der kluge Sultan in der Erkenntnis, daß sie sich nicht gegen ihn richte, rasch an ihre Spitze stellte, schickte sich diese orientalische, halb geistliche absolute Monarchie an, zurückgreifend auf die Verfassung von 1876, sich in ein konstitutionelles Staatswesen westeuropäischer Art zu verwandeln. Das türkische Volk aber, das man in allen Erörterungen der orientalischen Frage immer gänzlich beiseite gelassen, höchstens nach seiner anerkannten militärischen Leistungsfähigkeit in Betracht gezogen hatte, zeigte sich plötzlich unter kluger Führung als tapfer, energisch, maßvoll, duldsam und von einem nicht sowohl religiösen als nationalpolitischen Selbstbewußtsein erfüllt, sodaß es die allgemeinsten Sympathien für sich gewann. Mit einem Schlage hörte der Bändenkrieg auf, die erfolgarme diplomatische Flickarbeit der bevormundenden Großmächte wurde abgebrochen, der „kranke Mann“, der schon seit vielen Jahrzehnten auf dem Aussterbeetat stand, und nach dessen Erbschaft längst lüsterne Augen spähten, offenbarte eine verblüffende Kraft und Gesundheit. Zahlreiche Schwierigkeiten sind noch zu überwinden; noch vermag namentlich niemand zu sagen, wie sich die schon in der Verfassung von 1876 proklamierte Gleichberechtigung aller „Ottomanen“, der christlichen Stämme und der Mohammedaner türkischer und arabischer Nationalität, mit den staatsrechtlichen Grundsätzen des Islam praktisch vertragen und in europäische Formen fügen lassen werde; aber an der Intelligenz und dem guten Willen der führenden Kreise wird man so wenig

zweifeln dürfen wie an der Kraft des solange geduldigen, passiven türkischen Volkes. Und nicht besseres könnte für Europas Ruhe geschehen als eine Konsolidation des türkischen Reichs in dem ihm verbliebenen Umfange, der die nördlichen Außenlande, wo die Türken nur in kleinen Gruppen saßen, abgestoßen hat und sich in selbständige christliche nationale Staaten hat verwandeln lassen. Keine Großmacht könnte eine solche Umwandlung freudiger begrüßen als Deutschland, das immer ehrlich die militärische und wirtschaftliche Kräftigung der Türkei erstrebt und niemals die begehrliche Hand nach türkischem Boden ausgestreckt hat, wie das die Türkei jetzt wieder begönnernde England, das ihr Ägypten und Cypern entzogen hat. Ob auf die Dauer? Qui vivra, verra!

Wie hoch das türkische Selbstgefühl gestiegen war, das zeigte sich alsbald, als zu Anfang Oktober zwei alte Teile des Reichs, die noch immer mit ihm in einer gewissen staatsrechtlichen, durch den Berliner Vertrag von 1878 garantierten Verbindung standen, zu Anfang Oktober dieses lose Band zerrissen, als sich Bulgarien unter seinem „Zar bulgarski“, dem Koburger Ferdinand, zum unabhängigen Königreich erklärte, und unmittelbar darauf Österreich-Ungarn die Annexion Bosniens und der Herzegowina proklamierte, beides Schritte, die mehr mit der alten absoluten Monarchie, mit dem „kranken Manne“ am Bosphorus als mit dem jungen türkischen Nationalbewußtsein rechneten. Einen Augenblick schien der Krieg zwischen der Türkei und Bulgarien bevorzustehen. Doch bald erwies sich die bosnische Frage als bedenklicher. Daß Österreich alle Veranlassung hatte, mit dem Übergange der Türkei zum Verfassungsstaat die staatsrechtlichen Verhältnisse des „Okkupationsgebiets“ im Sinne der unbestrittenen Souveränität des Kaisers von Österreich zu klären, und daß es sich darauf durch eine erfolgreiche dreißigjährige Kulturarbeit in einem Jahrhunderte hindurch verwahrlosten Lande ein inneres Recht erworben hat, wird ihm billigerweise niemand bestreiten. Aber ob Baron von Threnthal den Moment sehr klug gewählt hat? Das Selbstgefühl der Türken bäumte jäh empor, und in Serbien wie in Montenegro, die plötzlich ehrgeizige Hoffnungen zerstört sahen, begann alsbald ein wütendes Kriegsgeschrei. Diese kleinen Staaten könnte Österreich mit einer Handbewegung beiseite schieben oder niederschlagen, aber hinter beiden steht wohl Rußland, das seine Niederlage in Ostasien trotz seiner jämmerlichen innern Zustände und trotz der Vernichtung seiner Flotte durch eine Wiederaufnahme seiner alten, gänzlich gescheiterten Balkanpolitik wieder ausgleichen möchte; mit Rußland ist Frankreich verbündet und dieses wieder mit England in entente cordiale; auch Italien sieht mißvergnügt auf den Erfolg Österreichs, da es seine althistorischen und neubegründeten Ansprüche auf die Ausbreitung seiner Kultur und seines wirtschaftlichen Einflusses an der Ostküste der Adria bedroht glaubt. Würden sich diese mannigfachen Einverständnisse zu einem Bündnis verdichten, so stünde es schlimm um die Sache des Friedens, auch für Deutschland, denn daß wir Österreich in der Gefahr nicht verlassen würden, darüber sind Reichsregierung und Reichstag einig. Aber zum Glück ist es nicht soweit. Italien hat trotz alledem sein Festhalten am Dreibunde erklärt,

und Österreich will nur die politische Unterwerfung der albanischen Küste unter eine Großmacht verhindern, die ihm den Ausgang aus der Adria sperren könnte, eine Wendung, der sich ja auch die Türkei vor allem jetzt nach Kräften widersetzen würde; Frankreich weiß, daß es, wenn es Seite an Seite mit England gegen Deutschland schlagen wollte, sofort die Hauptwucht des Krieges tragen müßte und von England wenig Unterstützung zu erwarten hätte, und daß andererseits Rußland, erschöpft wie es ist, ein recht unsicherer Bundesgenosse wäre; das Einverständnis endlich zwischen Rußland und England hat doch die Gegnerschaft beider Mächte in Asien nicht aufgehoben, sondern nur beiseite geschoben, vor allem um Indien zu sichern, wo die Gärung gegen die englische Fremdherrschaft offenbar viel allgemeiner und tiefer ist, als die Engländer Wort haben wollen.

Allerdings, die englische Politik arbeitet in Konstantinopel gegen Österreich und damit indirekt auch hier gegen uns, wie sie denn überall offensichtlich darauf ausgeht, sich nach allen Richtungen hin den Rücken zu decken für den Fall eines Konflikts mit Deutschland. Eine fixe Idee, eine fast hysterische Angst hat einen großen Teil dieser sonst so nüchternen, kaltblütigen und selbstbewußten Nation ergriffen, die Furcht vor einer weder geplanten noch auch nur möglichen deutschen Invasion. Wenn selbst das Haus der Lords diese Angst teilt, wenn sogar der erste General des Landes, Lord Roberts, wegen dieser Möglichkeit eine gründliche Reform des englischen Heerwesens verlangte, dann ist der Beweis geliefert, daß alle die redlichen und soviel getadelten Bemühungen des Kaisers und alle Erklärungen im Reichstage, die Engländer von der Grundlosigkeit dieses Verdachts zu überzeugen, daß auch alle freundschaftlichen Beziehungen hinüber und herüber gar nichts geholfen haben und helfen werden. Man hört oft sagen, die Achtung vor Deutschland sei gesunken seit Bismarcks Zeit. Gewiß, diese Helbenzeit des deutschen Volkes liegt heute viel weiter zurück als unter Bismarcks Kanzlerschaft, mehr als ein Menschenalter, und die Erinnerung ist verblaßt, aber wahrhaftig nicht Mißachtung Deutschlands ist es, die jene fixe Idee in England und jene ganze englische Politik erzeugt hat, sondern die helle Angst vor unsrer wirtschaftlichen und militärischen Stärke, die jetzt als eine Gefährdung des Weltfriedens ausgeschrien wird, während diese doch von einer ganz andern Stelle ausgeht. Nicht irgendwelche Fehler unsrer Politik haben diese Stimmung veranlaßt, sondern das energische und erfolgreiche Eintreten des deutschen Volks in die Weltwirtschaft und Weltpolitik, wovon zu Bismarcks Zeit bekanntlich nur die Anfänge vorhanden waren.

Darüber aber kann kein Zweifel bestehen: sollte es, was Gott verhüte, zum Schlagen kommen, so würde es ein Weltkrieg und ein Krieg gegen das Deutschtum, ein Krieg um das Deutschtum. „Feinde ringsum“ heißt es wieder, wie schon oft, Feinde im slawischen Osten und im romanischen Westen und vor allem in England, Feinde sogar mitten im Umkreis des deutschen Landes. Die verhängnisvolle Entwicklung des natürlichen mitteleuropäischen Herzlandes, Böhmens, zu einem slawischen Außenwerke zeigt sich wieder einmal in ihrer ganzen ver-

derblichen Größe, seitdem die Tschechen, von einer allzu nachgiebigen Regierung allzulange geschont, mit derselben hussitischen Wut wie vor fünfhundert Jahren über die Prager Deutschen hergefallen sind, unwürdig eines Kulturvolks und eines Kulturstaats. „Die Barbaren haben gesiegt in Österreich“, sagte schon Heinrich von Treitschke; dieses Wort würde noch weit mehr heute zutreffen als damals, wenn Österreich und mit ihm Deutschland unterliegen sollte; dann würden die halbslawischen Länder der Habsburger einer slawischen Reaktion überliefert werden wie zur Hussitenzeit; dann würde Österreich zerfallen oder sich nur als ein wesentlich slawischer Staat behaupten können, das heißt als unser Feind. Darum ist die Sache der österreichischen Deutschen unsre eigne Sache; tua res agitur! dürfen sie uns zuzurufen, und wir hören den Ruf. Sind sie nicht unsre Mitbürger, unsre Landsleute zu sein haben sie niemals aufgehört und werden sie niemals aufhören. Wir können es niemals vergessen, daß dieser Südosten unser ältestes Kolonialland ist, daß die dort seit mehr als einem Jahrtausend aufgeblühte Kultur die deutsche ist, daß es das deutsche Bürgertum gewesen ist, dessen Arbeit Prag, das vom Reiche aus früher viel und gern besuchte, jetzt eher gemiedne „goldne Prag“ zu einer unsrer schönsten und ehrwürdigsten alten Städte gemacht hat, daß die älteste deutsche Universität dort gegründet wurde, nicht als eine tschechische, sondern als eine internationale, wesentlich deutsche Hochschule. Nur ein Deutschland, das zu völliger Ohnmacht herabgebracht ist, würde einen exklusiv slawischen Staat zwischen Bayern und Schlesien dulden müssen, ein starkes Deutschland niemals. Wir lassen hier die Frage beiseite, ob das von unleidlichen nationalen Gegensätzen zerrissene Österreich imstande sein würde, einen großen Krieg siegreich zu führen, worin die Sympathien seiner slawischen Stämme auf Seite der Gegner stehn würden, wir fragen hier nur: ist Deutschland einer so gefährvollen Lage in jeder Richtung gewachsen? Militärisch sicher vollauf; trotz vieler widerrärtiger und bedenklicher Erscheinungen in unserm modernen Volksleben haben doch eben die aufreibenden Kämpfe in Südafrika gezeigt, daß Tapferkeit, Ausdauer und Treue unter den schwierigsten Verhältnissen, in einem wilden Lande in unserm Volke nicht ausgestorben sind. Auch ist in diesem Jahre zweimal eine große nationale Erregung durch unser Volk gegangen, im August für Graf Zeppelin und im November gegen das sogenannte persönliche Regiment, leider also, was dem Deutschen immer am natürlichsten zu sein scheint, in einer scharfen Opposition. Hat sie den Erfolg gehabt, den sie haben sollte — und wir zweifeln nicht daran —, so ist es damit gut; der ab irato gefaßte Gedanke, durch eine Verfassungsänderung zu helfen, wird kaum zum Ziele führen. In einer wirklichen Monarchie ist die Persönlichkeit des Monarchen und sein persönlicher Wille eben nicht auszuschalten; zum parlamentarischen System fehlen dem komplizierten Bau des deutschen Bundesstaats alle Voraussetzungen, fehlt vor allem eine geschlossene Mehrheit im Reichstage, und sie wird hier immer fehlen, weil die Zersplitterung in kleine Parteien und die Art einiger dieser Parteien der ganzen unglücklichen Entwicklung unsers Volks entspringt. War doch der Reichstag trotz aller Einmütigkeit

in der Opposition nicht imstande, einen andern Reichskanzler zu präsentieren. Vollends den Gedanken, die schwererer Macht des Kaisertums verfassungsmäßig einzuschränken, weil sie gelegentlich Mißgriffe getan hat — von dem Standpunkte aus hätte man das allgemeine Wahlrecht schon mehrmals abschaffen müssen! —, den müssen alle nationalgesinnten Deutschen aufs entschiedenste von sich weisen; zwischen den Kaiser und sein Volk sollen sich keine Schatten drängen, auch nicht die Parteien, die noch lange nicht das Volk darstellen, und am allerwenigsten höfische Cliques. Auch ein regelmäßiger Zusammentritt des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten wäre entweder wirkungslos, also unnützlich, oder würde die Einheit und Energie unsrer auswärtigen Politik hemmen und lähmen in Momenten, wo sie diese Eigenschaften im hervorragendem Maße haben muß. Jede moralische Verantwortung ist etwas ganz Persönliches und gibt der juristischen erst den Wert; in einer Mehrheit trägt keiner für sich die volle Verantwortung, kann auch rechtlich nicht zur Verantwortung gezogen werden. Oder wen hätte man für die lähmenden Beschlüsse über Südwestafrika, die zur Auflösung des Reichstags führten, zur Verantwortung ziehen sollen, da doch jeder einzelne Reichsbote für seine Abstimmung und seine Reden staatsrechtlich unverantwortlich ist? Um so schwerer muß er die sittliche Verantwortlichkeit empfinden.

Und jetzt steht eine der allerwichtigsten Fragen zur Entscheidung des Reichstags, die Reichsfinanzreform. Sie bedeutet nichts geringeres als die Antwort auf die Frage, ob das deutsche Volk auf seine Weltstellung verzichten will oder entschlossen ist, sie zu behaupten. Noch wogen die Meinungen wirr durcheinander; im Volke selbst aber, das alljährlich so viele Millionen für teilweise ganz wertlose Vergünstigungen ausgibt, tritt leider in breiter Ausdehnung eine Stimmung hervor, die einen höchst unerfreulichen Eindruck machen müßte, wenn sie entscheidend wäre: die Neigung, gegen alle möglichen Steuerprojekte als ungerechte Belastung zu protestieren. Das ist nicht die Weise eines großen Volks, sondern eines kleinen Geschlechts in einem großen Moment. *



Deutsch-slawische Beziehungen

Eine Skizze von George Kleinow



ie Beziehungen zwischen Deutschen und Slawen lassen sich in drei große Perioden einteilen, die etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Abschluß fanden. Das gegenwärtige Stadium darf als eine vierte Periode bezeichnet werden.

Die erste Periode umfaßt jene weit zurückliegenden Jahrhunderte, in denen der deutsche Mönch, der Kaufmann vom Rhein und von der Donau sowie schließlich der Deutsche Ritterorden die slawische Mark durchzogen,